

Familien der Opfer erzählen ihre Geschichten nach dem NATO-Luftschlag in Afghanistan

**„Ich nahm ein paar Brocken Fleisch mit nach Hause, die ich ‚mein Sohn‘ nannte.“
Der Guardian spricht mit elf Dorfbewohnern.**



Fazel Muhamad (48) mit Bildern von Familienmitgliedern, die bei dem Angriff getötet wurden. Foto: Ghaith Abdul-Ahad

Im Morgengrauen am vergangenen Freitag versammelten sich die Dorfbewohner im Bezirk Chardarah in der im nördlichen Afghanistan gelegenen Provinz Kundus an den entstellten Wracks zweier Tanklaster, die Ziel eines NATO-Luftangriffs gewesen waren. Sie bahnten sich ihren Weg durch einen Berg von fast einhundert verkohlten Körpern und verdrehten Gliedmaßen, die zwischen Asche, Schlamm und dem geschmolzenen Plastik von Kanistern lagen, auf der Suche nach ihren Brüdern, Söhnen und Vettern. Sie riefen ihre Namen, aber sie erhielten keine Antwort. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits alle tot.

Im weiteren Verlauf ereignete sich eine der makabersten Szenen dieses – oder eines jeden – Krieges. Die trauernden Verwandten begannen sich über die Überreste der Männer und Jungen zu streiten, die wenige Stunden zuvor gierig versucht hatten, an den Treibstoff in den Tanklastern zu kommen. Als arme Menschen in einem der ärmsten Länder der Welt hatten sie versucht, so viel wie möglich für den nächsten Winter zu hamstern.

„Als wir am Ort des Geschehens eintrafen, erkannten wir keinen einzigen der Toten,“ erklärte Omar Khan, der Turban tragende Dorfvorsteher von Eissa Khail. „Es war, als ob eine chemische Bombe explodiert war; alles war verbrannt. Die Leichen sahen so aus,“ sagte er und brachte seine beiden Hände aneinander, wobei seine Finger sich wie Klauen krümmten. „Sie sahen aus wie verbrannte Baumstämme, wie Holzkohle. Die Dorfbewohner stritten sich wegen der Leichen. Die Leute sagten, das ist mein Bruder, das ist mein Vetter, und niemand konnte eine der Leichen identifizieren.“

Daraufhin übernahmen die Dorfältesten das Kommando. Sie sammelten alle Leichen ein, die geborgen werden konnten, und forderten die Menschen auf, ihnen zu sagen, wie viele Verwandte jede Familie verloren habe.

Es bildete sich eine Reihe. Einer nach dem anderen gaben die Hinterbliebenen die Namen der vermissten Brüder, Vettern, Söhne

und Neffen an und erhielten daraufhin ihren Anteil an den Leichen. Es spielte dabei keine Rolle, ob es die richtigen Leichen waren, denn sie waren alle sowieso bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Es war nur wichtig, dass die Trauernden eine Leiche hatten, die sie beerdigen und für die sie beten konnten.

„Ein Mann kam und sagte ‚Ich habe meinen Bruder und meinen Vetter verloren!‘; also gaben wir ihm zwei Leichen,“ erklärte Omar Khan. „Ein anderer sagte, er habe fünf Verwandte verloren, und so gaben wir ihm fünf Leichen, die er mitnehmen und beerdigen konnte. Als wir keine Leichen mehr hatten, gaben wir ihnen Gliedmaßen, Beine, Arme, Rumpfe.“ Schließlich gingen nur fünf Familien mit leeren Händen nach Hause. „Ihre Söhne werden noch vermisst.“

Omar Khans kleine Augen verengten sich zu Schlitzern, und sein Mund spiegelte seinen Abscheu wider. „Der Gestank war schrecklich. Drei Tage lang roch ich nur verbranntes Fleisch und Benzin.“

Omar Khan war einer von elf Dorfbewohnern, mit denen der Guardian über den Luftschlag sprach. Wir trafen am Anfang dieser Woche in der Gegend ein mit der Absicht, den Ort des Angriffs zu besuchen, aber die Entführung eines Berichterstatters der New York Times und der Schusswechsel, der zu seiner Rettung führte und bei dem vier Menschen getötet wurden, bedeuteten, dass die Reise dorthin zu gefährlich war. Stattdessen kamen die Dorfbewohner in die Stadt, um uns ihre Geschichten zu erzählen.

Wir saßen an einem Tisch im Keller eines Hotels, und die Dorfbewohner berichteten nacheinander über den Luftschlag, bei dem 70 bis 100 Menschen starben – einer der schlimmsten Angriffe des gesamten Krieges. Die Dorfbewohner erzählten, dass die Taliban die Tankwagen um 19.00 Uhr am Donnerstag Abend entführt hatten; sie hatten die Hauptstraße nach Kabul verlassen und waren durch den Bezirk Ali Abad in ihre Hochburg in Cardarah südwestlich von Kundus gefahren.

Um nach Chardarah zu gelangen, mussten sie einen seichten Fluss durchqueren, um eine von der afghanischen Armee bewachte Brücke zu umgehen. Als sie die Lastwagen ins Wasser fuhren, blieben sie jedoch stecken. Daraufhin riefen die Taliban die Menschen aus den umliegenden Dörfern zur Hilfe herbei.

Jamaludin, ein fünfundvierzigjähriger Bauer, betete gerade in der Moschee, als er das Geräusch eines Traktors hörte. „Ich ging nach Hause und stellte fest, dass drei meiner Brüder und mein Neffe mit meinem Traktor weggefahren waren,“ sagte er. „Ich rief meinen Bruder an, um ihn zu fragen, wo sie hingefahren seien. Er sagte, die Taliban hätten ihn aufgefordert, den Traktor mitzubringen, um einen Tanklastwagen herauszuziehen.“ Jamaludin bekam Angst. „Ich fragte ihn: Was für ein Tankwagen? Es ging uns nichts an; lass’ die Taliban sich doch ihre eigenen Traktoren besorgen. Ich rief ihn eine Stunde später erneut an. Er sagte, er könne die Lastwagen nicht herausziehen und die Taliban ließen ihn nicht gehen; also legte ich mich wieder zum Schlafen hin.“

Als sie erkannten, dass die Tanklastwagen festsaßen, beschlossen die Taliban, das Benzin abzupapfen. Sie forderten die Menschen auf, herbeizukommen und sich an der Ghanima, der Kriegsbeute zu bedienen. Es gab kostenlos Benzin für jeden.

Assadullah, ein dünner neunzehnjähriger Mann, dem ein Büschel schwarzer Haare in die Stirn fällt, erhielt einen Anruf von einem Freund, der ihm sagte, die Taliban verteilten kostenlos Benzin.

„Ich nahm zwei Benzinkanister mit, rief meinen Bruder und einen Freund, und wir gingen los. Es war Vollmond, und wir hatten beste Sicht. Es waren bereits viele Leute da. Sie schubsten und drängelten, um an die Hähne zu kommen und ihre Kanister füllen zu können. Wir sind arm, und wir wollten doch nur etwas Treibstoff für den Winter haben. Ich füllte meine Kanister und ging weg, während mein Bruder noch versuchte, seine Kanister zu befüllen. Ich hatte mich bereits einhundert, vielleicht sogar zweihundert Meter entfernt.“

Etwa um 01.00 Uhr morgens an diesem Freitag griffen die Flugzeuge an und setzten die gestohlenen Tanklastwagen in Brand. „Am Himmel erschien ein helles Licht, und dann gab es eine Explosion,“ sagte Assadullah. „Ich fiel aufs Gesicht. Als ich wieder zu mir kam, war überall dichter Qualm, und ich konnte nichts sehen. Ich rief, ich schrie nach meinem Bruder, aber er antwortete nicht. Ich konnte ihn nirgends sehen. Überall war Feuer und Stille und brennende Körper.“

Er hob sein langes Hemd an, um mir vier kleine Schrapnellwunden und zwei Verbrennungen am Hals zu zeigen.

Jamaludin wachte gegen 1 Uhr auf, um Essen zuzubereiten. Es war Ramadan, und er musste das Sehur vorbereiten, die letzte Mahlzeit vor Sonnenaufgang. „Ich rief meinen Bruder nochmals an und sagte ihm, dass ich viele Flugzeuge am Himmel hören konnte, und ich fragte ihn, warum er noch nicht zurück sei. Er sagte, er würde etwas Benzin mitbringen und bald wieder zu Hause

sein. Ich legte auf und ging in den Hof, und plötzlich war da ein riesiges Feuer, wie eine große Lampe mitten am Himmel. Ich rief meinen Bruder wieder an, aber sein Telefon war ausgeschaltet. Ich rannte von zu Hause zum Fluss. Der Gestank von Rauch kam aus dieser Richtung. Als ich dort ankam, konnte ich meinen Bruder nicht finden. Ich rief nach ihm. Ich sah Menschen, die Verletzte auf ihren Schultern trugen; dann ging ich wieder nach Hause, um zu beten und auf das Tageslicht zu warten.“

Jan Mohammad, ein alter Mann mit weißem Bart und grünen Augen, sagte wütend: „Ich rannte, ich rannte, um meinen Sohn zu finden, denn niemand wollte mich mitnehmen. Ich konnte meinen Sohn nicht finden.“

Er ließ seinen Kopf auf seine auf dem Tisch liegende Hand sinken und begann, seinen Kopf gegen seine weiße, mit Altersflecken übersäte Hand zu schlagen. Als er seinen Kopf wieder hob, waren seine Augen gerötet, und Tränen liefen ihm über die Wangen. „Ich konnte meinen Sohn nicht finden, also nahm ich ein Stück Fleisch mit nach Hause und nannte es ‚mein Sohn‘. Ich sagte meiner Frau, wir hätten ihn gefunden, aber ich ließ weder seine Kinder noch andere Leute einen Blick darauf werfen. Wir beerdigten das Fleisch, als wäre es mein Sohn gewesen.“

Er brach ab, und dann schrie er den jungen Assadullah an, der bei dem alten Mann angeklopft und seinem Sohn gesagt hatte, er solle mitkommen, denn es gebe kostenloses Benzin für alle: „Du hast mein Heim vernichtet!“ Assadullah wandte sich ab und starrte die Wand an. „Du hast mein Heim vernichtet!“ schrie er erneut, um dann seinen Kopf wieder auf seine Hand zu legen und von links nach rechts zu rollen, wobei sein großer grauer Turban sich wie ein großes Pendel bewegte. „Taouba [Vergebung],“ zischte er. „Die Leute haben ihre Väter und Söhne wegen etwas Benzin verloren. Vergebung.“

Omar Khan, der Dorfälteste, weinte und sah zur Decke empor.

Fazel Muhamad, ein achtundvierzigjähriger Bauer mit sieben tiefen Furchen auf seiner Stirn und einer weißen Gebetskappe warf mir zwei farbige Passbilder hin; eines zeigte einen Mann mit einem dichten Bart, das andere einen Jungen. „Mein Vetter und sein Sohn,“ sagte er. „Etwa um zehn Uhr sagte mein Vetter, dass die Taliban kostenlos Benzin an die Menschen verteilten und er sich etwas davon für den Winter besorgen wolle. Ich bat ihn, zu bleiben und nicht zu gehen; da draußen seien Flugzeuge und es sei nachts gefährlich, aber er ging trotzdem. Um ein oder zwei Uhr in der Nacht hörten wir eine starke Explosion, und ich sah Feuer vom Himmel fallen. Die Frau meines Vetters kam angelaufen und sagte, ich solle nach meinem Vetter suchen, aber ich wartete, bis ich mein Frühgebet beendet hatte; niemand konnte etwas essen. Ich traf am Ort der Explosion ein und sah Leichen, einige davon mitten im Fluss. Ich ging umher, um nach ihm und seinem Sohn zu suchen, aber ich konnte ihn nicht finden. Ich ging wieder nach Hause, und seine Frau fragte mich, ob ich ihn gesehen habe, ob er tot sei, wo er denn sei. Ich antwortete, dass ich ihn nicht finden konnte. Sie jammerte und weinte. Ich ging nochmals auf die Suche nach meinem Vetter. Es war jetzt hell. Ich suchte unter den Leichen. Die Arbabs (Dorfältesten) verteilten die Körperteile, aber da ging ich nicht hin. Ich suchte den Boden ab und konnte nur seine beiden Füße und die Füße seines Sohnes finden. Ich erkannte sie daran, dass er und sein Sohn Henna an den Zehen hatten.“

Islam-Idin, ein zwanzigjähriger Mann aus dem Dorf Issa Khail mit Haarbüscheln auf den Wangen, war nun an der Reihe. Er erzählte, er sei drei Stunden lang gelaufen, um zum Fluss zu gelangen und nach seinem Bruder zu suchen.

„Unser Dorf liegt weit vom Fluss entfernt. Ich suchte unter den Toten und fand meinen Bruder. Ich erkannte ihn an seiner Kleidung. Wir fanden jedoch nur seinen Oberkörper; vielleicht hat jemand seine Beine mitgenommen, vielleicht sind sie aber auch einfach zu Asche verbrannt.“

Omar Khan ließ seinen Tränen mittlerweile freien Lauf. Einige der anderen Männer beherrschten sich, aber ihre Augen waren genauso gerötet wie die von Jan Mohammad, der vor sich hin murmelte und immer wieder den jungen Assadullah anschrte.

Saleh Muhamad, ein fünfundzwanzigjähriger Mann mit dichtem Bart, wollte sich auch etwas Benzin beschaffen, aber niemand wollte ihn mitnehmen. Sein Bruder und sein Schwager gingen, während er sich schlafen legte, bis er durch die Explosion geweckt wurde. „Ich wartete, bis es hell wurde, bevor ich dorthin ging. Ich fand niemanden, den ich kannte; darum wartete ich auf die Dorfältesten. Sie gaben mir zwei Leichen, die wie meine Verwandten aussahen; ich nahm sie mit nach Hause.“

Ein anderer Dorfältester sagte, mindestens ein Dutzend Tote seien Taliban. Die meisten Taliban waren bereits gegangen, als die Explosion stattfand, aber einige waren noch vor Ort geblieben, um etwas Ordnung unter den drängelnden Dorfbewohnern zu schaffen.

„Gegen Mitternacht gingen mein Bruder und mein Neffe Benzin holen. Ich wollte auch hin, aber ich habe kein Auto,“ berichtete

Saleh Muhamad.

„Um ein Uhr morgens ging ich zu Bett. Als ich die Explosion hörte, rief ich meinen Bruder an, aber sein Telefon war ausgeschaltet. Als ich um drei Uhr vor Ort eintraf, gab es überall Tote. Ich suchte meinen Bruder und meinen Neffen, konnte sie aber nicht finden. Ich hatte eine Taschenlampe mitgenommen und konnte gut sehen, aber ich erkannte trotzdem niemanden.“ Er blickte durch mich hindurch, als er fortfuhr: „Ich fand eine Leiche und nahm sie mit nach Hause, wo wir sie beerdigten. Es war ein vollständiger Körper mit Armen und Beinen. Wir haben ihn angemessen beerdigt.“

<http://www.guardian.co.uk/world/2009/sep/11/afghanistan-airstrike-victims-stories>